



Inm Tode vereint.

Novelle von F. v. d. Holtz

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Schweigend brachte Otti ein paar Tropfen Wein, noch vom Begräbnis der Mutter her im Schrank verwahrt. Schweigend nahm sie der Fremden den Mantel und die Handschuhe ab, auch die kleine verschlossene Lebertasche, welche das siederheiße Händchen so fest geätzt hielt.

Da, wo jahrelang das Bett der geliebten heimgegangenen Mutter gestanden, da war nun ein anderes, fremdes, — o ja, es folgte Liebeswidmung, nicht zu weinen, nicht das Schicksal anzuklagen und müßig die Hände zu ringen, aber Otti schüttelte tapfer die Tränen aus den Augen und brachte ihren jungen Schlingling zu Bett wie ein armes krankes Kind, bei dem die Mutter wacht und sorgt in nimmermüder Treue.

Wie sich das alles so fügte! Der salbige Vorhang sperrte auch heute das Licht vollständig aus wie immer, das Zischeln wurde im Zuge aus der Kumpfkammer wieder hervorgeholt und fand am alten Plage mit allen den alten, gewohnten Dingen, Hoffmannstropfen, Brausepulver und köstlichem Wasser. Nun schloß er noch das Porträt an der leeren Stelle der Wand. Ob Fräulein Schomburg kein solches begehrt?

Es war fast ein Schrei, mit dem das junge Mädchen antwortete. Sie erstarrte drückte sie das Gesicht in die Kissen. „Nein! Nein!“ Otti fragte nicht weiter. Wer wird auch eine Wunde rauch berühren? Sie hängte an den verwaissenen Platz mit leiser Hand einen Christuskopf, das wenig ichne Bild nach Guntro Aeni, aber sie sprach dabei kein Wort. Und dann ordnete sie geschäftig die übrige Einrichtung.

Die Fremde sah unversehrt zu dem Bilde empor. „Fräulein von Halben!“ Otti stand schon neben dem Bette. „Womit könnte ich Ihnen dienen, Liebe?“

Einen Augenblick schien der Athem in der kranken Brust des jungen Mädchens zu stocken; sie hob matt die Hand. „Denken Sie, daß uns unsere Schuld vergeben werde, wenn wir aufrichtigst aus tiefstem Herzen bereuen?“ Otti streichelte das kalte, marmorweiche Gesichtchen. „Ganz gewiß,“ antwortete sie im Tone innigster Liebeszeugung. „Ganz gewiß.“

„Alle? — Alle Schuld? — Ah!“ — „Es ist keine ausgenommen, Liebe, keine, und sei sie noch so schwer.“ Die Fremde schweig, dann streckte sie plötzlich stumm ihre beiden Arme aus, so bittend, flehend, daß sich Otti voll Erbarmen zu ihr neigte. Sie setzte sich auf den Rand des Bettes und nahm voll Mitleid das junge bleiche Aelchlein an ihre Brust. Wie die Fremde weinte, so bitter und qualvoll, wie deutlich der Selenkummer; bevorlang aus diesem Leiden, unstillbaren Wimmern.

Viele, viele Stunden, viele Tage und Nächte hatte Otti so an dieser Stelle gesessen und geduldig getrostet und ausgeharrt. Jetzt sah aus den Rippen hervor nicht das geliebte rüchelvolle Aelchlein der Mutter, aber doch eins, das so kummererschwer, so todtestaurig blickte, eins, das immerfort zu sagen schien: „Verlasse mich nicht, bleib bei mir.“

Und das stille, blasse Mädchen verstand die stumme Bitte. Erst als die Kranke schlief, begab sie sich in das Wohnzimmer zurück und ordnete auch hier die wüst umherliegenden Sachen, mehrfach gestört durch Besucherinnen, die sämtlich von der Neugier fast verzehrt wurden. Sie besahen und bestaunten jeden Gegenstand, spähten, horchten und ärgerten sich entsetzlich, wenn sie nichts herausgebracht hatten.

Später am Abend kam auch Cäcilie. Ihre blauen Augen leuchteten vor Glück, ihre Stimme klang wie ein unterdrückter Jubellaut.

„Otti, Otti, ich habe wieder einen Brief. Mein Hans bekommt die Stelle, es wird immer sicherer! — Darf ich Dir's auch erzählen in all' Deiner Trauer, Du Arme, Liebe? Aber das Herz ist so voll, so voll, ich möchte, der liebe Gott stände leibhaftig vor mir und ich könnte ihm zu Füßen fallen — nein, um den Hals, vor lauter Seligkeit, lauter Dank!“

Und Otti lächelte neidlos, auch ohne geheime Bitterkeit. „Da bekommst Du also eine ländliche Dienstwohnung, Cäcilie, einen Garten mit alten Bäumen — ach, die neid' ich Dir doch! — Hühner, Tauben, Blumen — Du Glückselige!“

Cäcilie lachte und melzte durchelander. „Und meinen Hans auf der Kangel zu sehen! Wie die Bauern ihn grüßen und die Frauen bei seinen Predigten schluchzen — ach, Otti, Otti!“

„Gott schenke Dir's,“ sagte aus Herzensgrund die andere. „Gott erhalte Dir alles, Cäcilie.“

Und Du besuchst mich, Otti? Du bist während des ganzen Sommers bei mir unter den alten Bäumen?“

„Wie Gott will, Cä!“

Dann trennten sie sich und in der Nacht schlief Otti den „Halsenschlaf“, der nun schon seit Jahren ein Genossenes für sie war. Sobald sich die Fremde bewegte, stand sie bei ihr und half und tröstete; es kam ihr kein Augenblick in den Sinn, sich zu fragen, ob das so ihre Pflicht sei; sie that es unbewußt und fühlte, wie dabei in der eigenen Seele die Unruhe mächtig in stillen, beglückenden Frieden überging. Was kommen mußte, das würde sich vollziehen und es sollte sie stark und gelöst finden.

Die Fremde erholte sich während der nächsten Tage so weit, daß sie aufstehen und am Fenster sitzen konnte, aber an wirkliche Genesung war nicht zu denken, das wußte sie auch selbst. Nach und nach erfuhr Otti einen Theil ihrer Geschichte; sie hatte die Eltern schon vor längerer Zeit verloren und deren gesamten Nachlaß verwendet, um sich unglücklich auszubilden.

„Man lobte meine Stimme,“ sagte sie einmal. „Man prophezeigte mir große Erfolge.“

„Und doch unterbrachen Sie Ihre Studien, Anna?“

„Das blasse Gesichtchen färbte sich purpurroth. „Ja!“ klang es zurück. „Ja! — Es war wohl mein Verhängnis.“

„Um eines Mannes willen,“ dachte Otti. „Nichts anderes. Und er hat sie verrathen, betrogen — die Arme.“

In der Lebertasche hinteres es wie von Papieren, Briefen; was sich darin befand, das mochte federleicht, aber es war doch ein Geheimniß, das eines ganz, zerruterten Lebens. Die Tasche wurde nicht geöffnet; sie wartete in einem Schrank und den Schlüssel trug Anna bei sich.

„Die beiden vielen Mutter und Kind!“ sagte Fräulein Jersb. „Drei Halben möchte sich bei der Kommission einschmeicheln, denn es ist ja eine Schomburg, die sie pflegt.“

Und die dritte im Bunde ist „die ewige Braut.“ Aber der Sturz ins Bodenlose, wenn ein anderer die Pfarrstelle erhält!

Der Kampf um den Mann.

Roman von Heinrich Grans.

(Fortsetzung.)

„Aber Cäcilie!“

„Nun sehen Sie den kleinen Egoisten!“ rief Leo lachend. „Untere Fremdenstadt hoffst schon auf Bedingungen.“

„Aber legen Sie mir, Frau Kantschkin, in welchen verwandtschaftlichen Verhältnissen leben Sie zu dem Kleinen?“

Die Näthin ließ verlegen die Sophaquaste durch die Finger gleiten und zögerte mit der Antwort.

„D. h.ardon, wenn meine Frage vielleicht indiskret war, aber ich interessire mich für den höchsten Ansehen so sehr, als ob es mein Sohn wäre.“

Die Näthin sah ihn schief an und entgegnete dann etwas zögernd und mischer:

„Cäcilie ist der Sohn einer Dame, — die an einen hochgestellten, adeligen Beamten — ein Verwandten meines Mannes — verheiratet war. — Die Ehe war keine glückliche, und als ihr Mann gestorben, und sie eine zweite Heirat schloß, übertrug sie mir die selbstständige Erziehung ihres Kindes. Da ihr Anwalt alles Geschäftliche mit mir zu ordnen beauftragt ist, so sehe ich sie kaum zwei Mal im Jahre. — Vergessen Sie, Herr Graf, wenn ich Ihnen jede weitere Auskunft leider zu verlagern gezwungen bin, da es sich um ein Familien-Geheimniß handelt, welches nicht das meine ist.“

„Einkünftigen Sie nochmals gnädige Frau,“ bat Leo, „meine Frage entpang nur dem wahrhaften Interesse, welches ich für den kleinen Waisen habe. Ich glaube, mich ihm vielleicht einmal nützlich erweisen zu können.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Graf, aber beschränken Sie nichts für ihn. Cäcilie ist so stübt, daß seine Zukunft sicher gestellt ist. Nach der Bestimmung seiner Mutter bleibt er bis zum nächsten Jahre hier in Pension und tritt dann in eine Kadettenschule.“

„Ah, Soldat? Da wirst Du ja mein Kamerad. Guten Tag, kleiner Kamerad!“ Er reichte ihm die Hand hin. „Und nun mußst Du auch mich künftig immer Du nennen, willst Du?“

„Ja,“ erwiderte Cäcilie, etwas zögernd in die bargebotene Hand einschlagend, dann legte er schnell hinzu, „aber Fräulein Vola auch?“

Alle lachten herzlich.

„Das versteht sich,“ erwiderte Leo in animierter Stimmung, „sie ist die Dritte in unrem Bunde! — Aber weißt Du denn auch, wie ich heiße?“

Cäcilie sah ihn erstaunt an und schüttelte den Kopf. „Ich heiße Leo von Horkenburg, Leo; und Du?“

„Nun, und weiter?“

Cäcilie sah ihn an, ohne ihn zu verstehen. Die Näthin schüttelte plötzlich häusliche Angelegenheiten vor, forderte Cäcilie auf den Verhättnissen abzu- u- sagen, wozu dieser nur geringe Lust besaß, und verließ mit ihm ziemlich häufig und unermittelt das Zimmer. —

Vola, die mit gefalteten Händen während dieses Gesprächs stumm und gedankenvoll in ihrem Hauteil gesessen, schreckte leicht zusammen, als Leo jetzt zu ihr trat und sie umschlang.

„Nun? so gedankenvoll, mein Herz? Woran denkst Du?“

„An jene unnatürliche Mutter, die ihr Kind, und ein so reizendes Kind! in einem Alter von sich geben konnte, wo es der mütterlichen Pflege mehr als je entbehrt. Ah, eine Mutter, die treu und liebend die Pflichten erfüllt, kann nichts ersehen! — Ich war zwölf Jahre alt, als ich meine gute Mama verlor, aber wenn ich später unter der Geisel einer harten Stiefmutter oft versagen, oder mich heftig aufbäumen wollte, dann war es immer wieder die Erinnerung an die Warnungen und Lehren der Verstorbenen, die mich müthig und stark machen, schweigend zu dulden und — auf die Zukunft zu hoffen!“

Sie erhob sich und reichte Leo beide Hände. „Ich danke Dir, Leo!“

„Wir?“ fragte dieser, „und wofür?“

„Daß Du heute zum ersten Male das arme, verlassene Mädchen, daß Du in Wahrheit auf der Straße gefunden, als Deine Braut begräbt hast.“

„Nurzech, das war schon eine beschlossene Sache, seit ich Dich zuerst erblickt, aber die leidigen Verhältnisse spielen in meinem Leben eine trübselige Rolle. Meine Zukunft beruht auf das Schließen zweier Augen. Hin ich erst Majoratsrath, so bin ich auch Herr meines Willens und nicht mehr geplagt durch Standesvorurtheile. Ich ziehe des Königs Wack aus, nehme meine Abschied, und führe mein halbes Bräutchen als Herrin in mein Schloß ein, wo ich fortan auf rother Erde nur der Verwaltung meiner Güter leben werde. Habe also Geduld und — vertraue mir!“

Als sich Leo von der Geliebten verabschiedete, um an einem Diner bei seinem Derksen Theil zu nehmen, beglückte er sie mit dem Versprechen, daß er von nun an jeden Tag zu ihr kommen werde, sobald ihn der Dienst freilasse. Zugleich aber hoffte er, bei dieser Gelegenheit auch stets seinen kleinen Freund Cäcilie bei ihr zu finden, der es ihm, wie er lächelnd meinte, „angehan“ habe und der jedenfalls als Dritter in ihrem Bunde nicht fehlen dürfe. Der stolze Soldat war plötzlich ein ertragter Kinderfreund geworden.

VII.

Gräfin Adelheid.

In dem großen Eckalon der Bel Etage des Hotel Royal, dessen Fenster sowie l der Wilhelmstraße, wie den Linden, angelehrt sind, herrschte jenes wohlthuende, gedämpfte Tageslicht, welches durch die zugezogenen Vorhänge von mattgelbter, Seide, künstlich erzeugt worden war. Das reiche, gediegene Mobiliar, die Teppiche, Porzellan, Tischdecken z. sowie die Tapeten des Zimmers, Alles trug dieselbe Farbe, von welcher sich der hohe Kamin aus weißem Marmor, sowie zwei lebensgroße Portraits in schmerz, geschlitzten Goldrahmen, Königin Luise und Friedrich Wilhelm III. darstellend, ungemein wirksam abhoben. Der ganze Salon, aus dem ein vornehmes Parfüm den Eintretenden entgegen wehte, zeigte durchaus nicht den frohigen Luxus der gewöhnlichen großen Hotel-Einrichtungen.

Vor dem Kamin, in dem ein leichtes Holzfeuer brannte, saß, halb liegend, in ihrer Bergdare eine Dame von hohem, schlanken Wuchs, den eine prächtige Hüfte nur um so statlicher hervortreten ließ. Das blasse Gesicht, in dem herrlicher Stolz und Lebenskraft sich ausdrückten, zeigte ein Paar dunkle Augen, die zu bezaubern, aber auch dumpf zu grollen vermochten. Die hohe, aufgewölbte Stirn ihres aschfarbenen Haares, welches durch einen diademartigen Kamm gehalten wurde, gab ihrer Erscheinung das Ansehen einer Fürstin. Ihr Anzug bestand aus einem Hauskleid von weißem Raichmir, welches eine blaue Seidenchnur über den Hüften leicht zusammenhielt. Mit der schmalen weißen Hand dirigierte sie ungemein geschickt einen prächtigen Fächer von weißen Straußfedern, in welchem sich Kühlung zu bewegen, als auch den Ausdruck ihrer Worte damit zu unterstützen. Diese Dame, welche sich im Anfang der dreißiger Jahre befand, aber durch vorzeitige von Lebensschmerz aller Art erzeugte Falten ihres Gesichtes, älter erschien, war Gräfin Adelheid von Horkenburg-Langenstein, die ehemalige Gemahlin von Bergen.

Seitwärts von ihr, an einem mit Alken, Neckungsbüchern und Papieren bedeckten Tische saß ein kleiner, ungemein lauter gellender, weißhaariger Herr mit schwarzer Sonnenbrille, die er bei besonders wichtigen Besprechungen reich auf die Stirn schob, um den Gegner mit unbedenklichen Augen zu betrachten. Er kam dadurch in den Verdacht, daß er die Brille nur als Maske benutzte, um dahinter verdeckt seine Pläne und Entwürfe auszudeuten. Dieser Herr, Justizrath von Göge, war der Anwalt und vertraute Geschäftsträger der Gräfin, ein Amt, welches er schon bei Lebzeiten ihres Vaters, des Generals v. Bergen, zu vollster Zufriedenheit verwaltete und jetzt, bei der Tochter, in noch unumfänglicher Weise bekleidete.

(Fortsetzung folgt.)

„Gewohnheit, meine Liebe.“ lächelnd Fräulein Bercht. „Sie hat das schon in verschiedenen Auflagen erlebt.“  
„Eine unaussprechliche Tiquie,“ meinten die Märschen. „Ganz abschlechtig. Wir baten Fräulein Schomburg, doch einmal etwas zu singen, aber da hätten sie Ditt Halbens Gesicht sehen sollen. Ich glaube, es fehlte nicht viel, so wären wir zur Thür hinauskomplimentirt worden.“  
„Ich gehe nicht mehr hinüber,“ war eine andere Stimme em.

„Ich auch nicht. Mir liegt nichts daran, mich bei der Kommission liebes Kind“ zu machen.“  
„Sonderbar, in der Schomburg sind alle vernarrt, selbst der alte Griesgram, der Doktor. Er kommt täglich, oft sogar zweimal. Schade um das süße Geschöpf!“ soll er neulich geäußert haben.“

Und so war es in der That. Das Leiden nahm zu, es wurde stärker und stärker, aber ohne die Kranke erschrecken zu können. „Ich sterbe gern,“ sagte sie. „Ach! mein Denken und Fühlen, mein Lebenszweck ist nur noch das Gebet für einen Gestorbenen — wer weiß, Ditt, vielleicht bin ich im Tode dem Belenchtigten näher als hier, kann noch inniger stehen, kann auch noch unvertäglich zu ihm sprechen.“

Und dann ein anderes Mal: „Ditt, wie wir selbst gemessen haben, so soll auch uns gemessen werden, nicht wahr? Glauben Sie das.“

„Ich hoffe es, Anna.“  
Die Kranke lag mit geschlossenen Augen. „Und Sie könnten dem vergeblich, der Ihnen ein Leid, ein Schwere zugefügt hätte?“

Ditt hätte die Antwort schuldig. Der Ton klang so seltsam, so befremdend — eine ganze Fluth von Gedanken zog durch die Seele der stillen Dulderin. Kann man alles, wirklich alles verzeihen? —

„Nun, Ditt?“  
„Ich habe keinen Feind, keinen Widersacher, liebe Anna. Es hat mich nie jemand getränkt.“

Das wissen Sie nicht, Ditt.“  
Nach diesen Worten wurde es zwischen den beiden sehr still, aber keine hatte vergessen, was hier zur Sprache gekommen war. „Das wissen Sie nicht!“ — Ditt dachte immer wieder an den Ton, mit dem dieser kurze Bescheid gegeben worden war. Würde Anna von ihrer Vergangenheit mehr, als sie fragte?

Die arme Leidende lag jetzt in beschämigen Fieber. Der Januarfrühling zog mit Hagel und Eispollern über die Erde. Denken im vergangenen Zimmer bereitete sich die Seele der Kranken, das dunkle Thal zu verlassen und in goldglänzender Höhe die ewige Heimath zu suchen.  
Es war eine kalte Nacht; der Schnee schlug gegen die Scheiben, im Kamin klagte und sang der Sturm. Ditt saß am Bette ihrer Schutzbehlenen und hielt die heiße, zuckende Hand derselben. „Es geht zu Ende,“ hatte der Arzt gesagt, „ganz unmerklich, leise. Das Licht erlischt ohne Kampf.“

Ditt war allein geblieben; die Schauer des Todes ließen sie furchtlos, weshalb also dritte Personen herbeiziehen?  
Die Uhr tickte und zeigte auf Mitternacht; immer stärker wurde das Leben in den fiebernden Fingern. „Ditt, das ist der Tod, ich fühle es — und doch muß vorher noch eins gesagt werden — noch eins.“

„So sprechen Sie es aus, Anna. Vertrauen Sie mir ganz.“

Die Kranke wandte sich wie im Kampf. „Ditt, kannst Du alles verzeihen? Alles? Bedenke wohl, was Du sagst.“

Und nun wurde eine halbe, verlorene Ahnung zur Gewißheit, nun gewann der Schatten eine feste Form. Ditt schauerte. „Ich will mich bemühen, Anna, ich will ehelich zingen.“

„So ahnt Dir, was ich sagen muß? O Ditt, es war um eines Mannes willen, als ich die Heimath verließ — ich liebe ihn — weißt Du nun alles? — Finde mich nicht, Ditt, finde mich nicht! — Ach, Deine Hand, Du hast sie der Schuldigen entzogen.“

„Das war ohne Absicht. Vergieb mir, Anna.“  
„Und — Du bist ein Engel, ein lieber Engel. Und ich Annelie — aber eins ist sicher, Ditt, Du darfst mir's glauben, als Ernst Nodet um mich ward, da wußte ich von seinen Beziehungen zu Dir nichts, da ließ ich mich nicht träumen, daß mein Glück ein gestohlenen sei.“

Ditt zuckte wie von einem Messerstrich getroffen. Man kennt die Thatfache, der Geist ist vollkommen im Klaren, aber die sinnliche Wahrnehmung schmerzt furchtbar. „Ernst Nodet“ — es war wirklich dieser Name, den sie ausgesprochen hatte. Ernst Nodet — sie mußte sich zwingen, es zu glauben.

„Lebt er, Anna? — Bist Du sein Weib geworden?“  
Ein Thränenstrom antwortete ihr. „Nein, nein. Ditt, er ist es, für der ich lebe, — er hat —“

Eine Ohnmacht unterbrach den angefangenen Satz. Wie eine tote lag das junge Wesen, blaß und starr, mit geschlossenen Augen. Ditt fuhr auf und beugte sich über das kalte, empfindungslose Geschöpf; sie hatte ihr eigenes Leid vergessen im Anblick des fremden. „Anna, komm zu Dir, Anna! — Stirb nicht, ehe ich Dir ein gutes Wort gesagt.“

Ihren Bemühungen gelang es, die Bewußtlose ins Leben zurückzurufen. Sie sahen sich an und verstanden sich auch stumm; das gemeinsame Leid hatte alle trennenden Schranken entfernt.

„Er ist todt, Anna? Er hat fernem Dasein freiwillig ein Ende gemacht?“  
Ein Schauer glich durch den Körper der Sterbenden. „Um Dich, Ditt! Aus heißer, verzehrender Sehnsucht, aus Reue.“

Ditt lag vor dem Bette auf den Knien, sie neigte die

Stirn gegen das Haar der Kranken. „O Du Arme,“ bebt es über ihre Rippen, „Du Arme!“  
„Du sagst Du, Du? — Ach, set gelegnet für das Wort. Viel tausendmal gelegnet aus Herzensgrund!“  
Dann streckte sie die Arme aus. „Siß mir, Ditt. Laß mich sitzen — es eilt, es eilt, ich muß Dir alles erzählen.“

Aber Ditt wehrte ihr. „Du sollst nicht so viel sprechen, Liebe. Laß das nur ruhen, vielleicht —“  
„Nein, nein. Später sagt Dir's niemand. Weißt Du, gieb mir die Talsche.“

Ditt erschrak. „Die Talsche?“ wiederholte sie zögernd. „Seine Briefe an Dich, Anna? Seine Schmirre und —“  
„Nein, nein, Blätter, die Dir gehören. Gieb mir die Talsche.“

Und Ditt brachte klopfenden Herzens den gewünschten Gegenstand. Welch eine schaurige Nacht! Draußen tobte peisend und stöhnend der Schneesturm, selbst durch die verhängten Fenster drang der scharfe Zug und hob die Flamme der Lampe flutenlang höher empor — auch drinnen im engen Zimmer schlug die Erregung hohe Wogen. Der Tod zauberte noch, den erschütternden Schlag zu führen, barmherzig, als wolle er dem armen jungen Wesen Zeit vergönnen, vorerst das gequälte Herz zu erleichtern.

Die fiebernden Hände brachten ein Kuvert zum Vorschein, verschlossen, aber ohne Adresse. „Da, Ditt, kein Auge hat gelesen, was da geschrieben steht, auch das meine nicht. Ich sah nur den Anfang, laß, daß die Blätter an Dich gerichtet waren — Du wirst ja die ersten Zeilen lesen! — und dann siegelte ich alles ein. Es gehört Dir, nimm es hin.“

Ditt verbergte mit bebender Hand den Schatz, dessen Vorhandensein sie niemals geseht. Alle Rathsel, alle bange Fragen der Vergangenheit sollten nun ihre Lösung finden.

Sonderbar! Sie wußte, daß Ernst Nodet nicht mehr unter den Lebenden weite, aber der Obank barg keine Schrecken. Es giebt ja Verhängnisse, unter deren Wucht der Tod zum Segen wird, und — dies war ein solches.

Die Sterbende faltete ihre Hände. „Auch ich habe gelitten, Ditt, namentlich, über alle Schilderung. Als wir in New-York eine Zeitlang im Hotel gehet haben, da lag ich, daß mit dem ganzen Wesen, mit Ernsts Fühlen und Denken eine Veränderung vorgegangen war. Er wich mir aus, er sprach tagelang kein Wort, und als ich ihm einmal ein lebensklüßliches: „Sei ehrlich, Du bereu'! entgegnete, da schwie er. Ditt, seit jener Zeit datirt meine Krankheit, ich bekam einen Wustzuzug und mit meiner Stimmung war es für immer vorbei. Ernst ging umher wie jemand, der mit der Verzweiflung ringt, und dann, als sich für ihn nirgends eine Anstellung fand, als das Geld zusammenschmolz, schickte er mir durch das Zimmermädchen den größten Theil bestellen und verließ das Hotel, ohne mir ein Lebewohl gesagt zu haben.“

Damals fürchtete ich für meinen Verstand. Ich fiel aus einer Ohnmacht in die andere, ich war wie vor Sinnen.

Wie ich seine Spur wieder fand — durch Angestellte des Hotels — das gehört nicht hierher. Ditt, als ich kam — o Gott, o Gott — da war das ganze Haus in Aufregung, eine Menschenmenge füllte alle Räume — ich drängte mich mit Mühe hindurch — sie fragten mich, ob ich Mister Nodets Frau sei, und ich bejahte mechanisch, dann machte man mir Platz.

Blutspuren, Ditt, ein blaßes, vergrüntes Gesicht und ein bläulich-schwarzer Fieck auf der Stirn — Ernst hatte sich den Tod gegeben. Ich bin nicht ohnmächtig geworden, die Ahnung verfolgte mich längst, aber seit jener schrecklichen Stunde war das Leben leer — das ist schlimmer, als der Kampf mit allen Mächten des Mitleidgeschickes.

Nun gab mir Ernsts Papiere, und als ich ihn ins Grab gelegt, da nahm ich das letzte Geld, um nach Europa zurückzukehren. Ich bin über hundert Meilen von hier an der böhmischen Grenze zu Hause, aber in meiner Erinnerung lebten, als ich auf den Blättern von Ernsts Hand das Wort „Schomburg-Stift“ las, allerlei Einzelheiten wieder aus, die ich im Elternhause gehört. „Für dich ist jederzeit ausgiebig gesorgt“, hatte einmal mein Vater gesagt und mir dann von den in diesem Hause geltenden Gebräuchen erzählt. Damals schlug ich die Sache in den Wind; was kümmerte mich wohl der Gedanke einer Altersversorgung! — Nun aber war das alles anders geworden, ich mußte hierher, zu dir, mußte dich kennen lernen und deine Verzeihung erlangen. Daß mich das Schicksal in dein Haus, deine Arme führen würde, — das ließ ich mir freilich nicht träumen.“

Sie sank zurück in die Kissen; der letzte Kampf begann. „Einmal hatte Ernst von dir gesprochen, nur wenige Worte und ohne einen Namen zu nennen. Ich habe einen Engel betrogen!“ Das war alles, was er sagte — Selbden wußte ich genug und die ersten Zeilen seines Briefes an dich, eben jener Blätter, beklagten ganz meine Ahnung. Dich hat er geliebt, Ditt, dich allein.“

Jetzt war die letzte Kraft erschöpft, Nacht senkte sich herab auf die fieberglänzenden Augen, die Schauer des Todes schüttelten den ganzen Körper.

„Hast du ihn verzeihen, Ditt? Ihm — und mir?“  
Und Ditt weinte still. „Gott sieht es, er weiß es, Anna, — er wird richten nach seinem ewigen Erbarmen.“

„D — wie ich dir danke! — Leb wohl, Ditt! Leb wohl! Falte mir die Hände — ich — ich —“  
Und dann noch ein letztes Kämpfen. In der dritten Morgenstunde hatte sich die Seele losgerungen von den Banden des Irdischen, es war vorbei, alles vorüber, der Schmerz und der Jubel dieses Lebens. Ditt deckte über das junge, bleiche Antlitz ein Tuch und ging in das

vorbere Zimmer, um von allen Kräften verlassen, schwindelnd und wie betäubt auf das Sopha zu sinken. Ihre Hand umschloß das Couvert mit den Aufzeichnungen des Todten, sie machte es keinen Augenblick von sich lassen, aber dennoch wollte sie heute nichts lesen. Wenn sich die Erde über jener Armen geschlossen hatte, so begann ja für ein fühlendes Herz erst das Recht, ihren Nachlaß anzutreten.

Am Morgen kamen die beiden, deren Freundschaft in den letzten schweren Tagen Ditts Voss gemindert hatte, Lucie Keller und „unser Jemel“, die glückliche Frau Wachtmeister Verhoff mit dem treuen Herzen und den energischen Händen, die überall zugriffen und doch so sanft zu liebesolten verstanden. Ditt war jetzt abgelöst, die beiden anderen handelten für sie, und als der große, von den Damen des Stiftes geliebte Kranz auf dem Sarge lag, da bewegte sich der Trauerzug zum verschleierten Gottesacker, um das müde Herz zur letzten Ruhe zu betten.

Wieder herrschte das Provisorium in Ditts Umgebung, wieder lagen und standen die Sachen regellos umher. Ein weiterer, trostloser Tag, ein Haften und danach eine tiefe, schauerliche Stille. Nun ist das letzte Jüdische, das Sichtbare dahin, — die Einsamkeit wird grabesicht.

Unter verschlossenen Thüren, allein mit sich, erbauch Ditt das Siegel von der Hand der Todten. Unanzig Seiten fielen ihr entgegen, — es war Ernsts Handschrift, die geliebte, langentbehrte, — sie mußte doch die Augen schließen und ruhig zu werden lassen, ehe sie las.

Nur im Geiste waren viele Anzeichnungen an sie gerichtet, nicht in Wirklichkeit. Ernst schrieb nieder, was er empfand, sich selbst zur Erleichterung, er suchte in den verschwiegenen Blättern den Vertrauten, der ihm im Leben fehlte. Ditt las und das — und was mehr und mehr ihre Seele erfüllte, das war der Ausdruck einer großen Frau: „Alles verstehen heißt alles verzeihen.“

Ernst schilderte den jahrelangen, immer verschärferten Jähzorn mit seinen Eltern. Als vermögensloser Offizier konnte er das ganz arme Mädchen ohne des Vaters materielle Hilfe nicht heirathen; die Zeit verging und der Rhythmus wuchs — wo hinaus sollte das führen? Ditt zählte nun siebenundzwanzig Jahre, er selbst deren achtundzwanzig, — und Hoffnung gab es keine, auch nicht einen Schimmer.

Dann kam die Veruchung; als ein süßes, verlockendes Liebeslied schlich sie sich in das große Herz des Einsamen. Er sah Anna Schomburg und der ganze Reiz der Jugend und Schönheit überfiel ihn wie ein plötzlicher Raub: Ihre Augen, ihr strahlendes Lächeln, die Gluth auf ihren Wangen veränderten ihn, daß er geliebt sei „Es war, als habe mich ein Fieber ergriff“, schrieb er von dieser Zeit, „vielleicht ähne nur die plötzliche Reizart an ihr Recht, ich lebte eine kurze seltsame Spanne Zeit im Paradiese und wurde dann vertrieben, wie alle vor mir.“

(Schluß folgt).

### Räthsel \*)

#### Räthsel.

Es ist ein nützlich Instrument,  
Das meine Eins und Zwei die nennt;  
Wie es genau den Ton kann messen,  
Braucht's Führt und Bauer auch beim Eisen.

Die Drei und Vier giebt einem Ort  
Echt wahren Werth durch Vieh und Wort  
Und will dem Gelehrten verbinden,  
Was noch auf Erden ist zu finden.

Das Ganze lebt zwar nur vom Raub,  
Doch über jedem Erdenhaub  
Beruht es oft mit seinen Schwingen  
Zum Himmel läßt empor zu dringen.

Wir R ist ein geräthlich Thier,  
Mit 3 beehrt's oft die Wege dir,  
Mit 2 von Schmerzen dich's furirt,  
Mit 10 gefällt's am besten mir  
Als hoher Alpenberge Bier.

Er küßt gern und ist galant,  
Sie leert Wein im Frankenthal.

Des Goldes oder Silbers Fülle  
Verdonkelt du wohl manchmal mir,  
Wenn ich in leichter weiser Hülle  
Schon längst erlöset mich nach dir.

Doch ohne deiner Luft zu wehren,  
Wahn' ich voll Ernstes dich daran,  
In mir auch das Geheiß zu ehren,  
Dem alles Ird'iche unterthan.

Die Aufösungen folgen in nächster Sonntags-Nummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichem Wege richtige Lösungen einbringen, werden dann auf vorerwähnter List.

Aufösungen der Räthsel aus letzter Sonntags-Nummer.

Aufösung des 1. Räthfels: Gemach.  
Aufösung des 2. Räthfels: Siebenbürgen.  
Aufösung des 3. Räthfels: E-hering.

Richtige Lösungen: 1 und 2: G. Dreyhaupt.

\*) Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fischer.

Verlag und Druck von R. Neumann in Halle.  
Expedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends

